



Nr. 47

Sonntag, den 25. Februar 1906.

21. Jahrgang.

Magelone.

Roman von B. v. d. Lanken.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Verzeih — also, daß Du bei Deinen Freundinnen den Fräuleins Dyrfurt, Herrn von Belten's Cousine kennen gelernt hast, und daß diese ein auffallend schönes und reizendes Mädchen sein soll.“

„Ja, das ist sie!“

„Ich möchte dies junge Mädchen kennen lernen.“

„Weshalb?“

„Weil ich sie bitten will, mit mir zusammen auf dem Bazar zu verkaufen; sie ist schön und in der Gesellschaft fremd, das Unbekannte hat immer einen besonderen Reiz. Die alten Damen —“

„Sie sind in meinem Alter, Kenia.“

„Mein Gott, pardon — das ist doch nicht böse gemeint,“ rief die Gräfin ungeduldig. „Also sie kennen mich ja und werden mir die Bitte nicht abschlagen, hoffe ich. Was meinst Du?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Frau von Giesbrecht steif; „ich möchte nicht darum bitten.“

„Das wird auch nicht von Dir verlangt; ich werde hinfahren, und zwar sofort.“

Sie schellte, befahl das Aufspannen und zog sich in ihr Ankleidezimmer zurück, wo sie das Hauskleid mit einer Visiten-toilette von stahlblauen Sammet vertauschte.

Es war ein Mittwoch.

Magelone, wie gewöhnlich von Steglitz gekommen, wartete bei den Tanten auf Rolf; sie stand am Fenster und sah auf die Straße hinab, als Kenia vorfuhr.

„Tante Lottchen,“ rief sie lebhaft ins Zimmer zurück, „es hält ein eleganter Wagen mit Livree-Diener vor dem Hause, eine hübschöne Frau sitzt darin.“

„Was für Livree?“ fragte das alte Fräulein, einen flüchtigen Blick in den Spiegel werfend.

„Schwarz mit Gold.“

„Gräfin Bartuch. Wie freundlich, sich einmal wieder nach uns Alten umzusehen.“

In diesem Augenblick wurde gellingselt und gleich darauf trat die Aufwärterin mit zwei Karten ins Zimmer.

„Ein Diener wartet auf Bescheid,“ bemerkte sie, Lottchen dieselben einhändig. Diese warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Sehr angenehm; ich lasse bitten.“

Lona griff nach den Karten und las:

„Kenia Reichsgräfin Bartuch, geb. Prinzess Edelsberg.“

Da öffnete sich auch schon die Tür und im Rahmen derselben stand Kenia, so vornehm und so schön ansiehend, wie selten ein Weib; sie streckte dem alten Fräulein beide Hände entgegen.

„Mein liebste Fräulein Dyrfurt!“

„Meine gnädigste Gräfin, wie gütig, uns aufzusuchen.“

„Hi! Halten Sie mich nicht für besser, als ich bin; ich komme heute mit einer Menge von Bitten.“

„Wenn ich sie erfüllen kann, Frau Gräfin, dann wissen Sie — doch wollen Sie zunächst erlauben, Ihnen meine Nichte zu präsentieren, Magelone Dyrfurt.“

Das junge Mädchen verneigte sich, eine feine Röte färbte ihr Antlitz höher — Kenia war überrascht und entzückt.

„Ihr Vorname, so selten er heutzutage bei uns sein mag, klingt mir trotzdem nicht fremd; ich höre ihn oft nennen von Ihrem Herrn Vetter, und ich freue mich aufrichtig, mein Fräulein, Sie kennen zu lernen.“

Sie reichte Magelone die Hand, welche diese küßte.

„O, nicht doch! — Ja, wenn ich ehrlich sein soll, und wo's irgend geht, bin ich es sehr gern, ich kam heute mit dem Wunsche, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Das junge Mädchen sah überrascht auf und mit diesem Blick nahm sie die Gräfin völlig gefangen.

Kenia Bartuch setzte sich neben Tante Lottchen — Dorothea war ausgegangen — auf's Sofa und brachte ihre Bitten und Wünsche auf so lebenswürdige und gewandte Weise vor, daß das gute Fräulein gar nicht „nein“ sagen konnte. Sie fing damit an, um ein paar Aquarelle von Lottchen's und ein paar Gekleidchen von Dorothea's Hand zu bitten, und hörte damit auf, ihr Magelone als „Assistent“ beim Verkauf im Wohltätigkeits-Bazar anzuvertrauen. Magelone errödete vor Vergnügen bei diesem Gedanken.

„Wenn's nur Onkel Karl Friedrich erlaubt,“ stotterte sie.

„Herr von Belten senior? Ah! freilich, er ist Vize-Papa. Nun, ich komme morgen nach Steglitz und werde ihn selbst um seine Einwilligung bitten.“

„Und Rolf?“ fügte Lona zögernd und unsicher hinzu.

Die Gräfin lachte.

„Rolf? O, lassen Sie nur, Elschen; an ihn schreibe ich. Er hat viel bei mir gut zu machen, da er sich noch gar nicht hat sehen lassen, seit ich zu Hause bin. Hat denn der Herr Vetter so sehr ein Wort mitzureden?“

Da ihre Verlobung auf Wunsch des Onkels noch nicht veröffentlicht werden sollte, so begnügte sich Lona damit, lächelnd den Kopf zu schütteln. In demselben Augenblick klingelte es, und dann trat Rolf von Belten ins Zimmer.

Es war ihm im höchsten Grade peinlich, mit der Gräfin zusammenzutreffen, aber ihre Begrüßung half ihm leicht über die ersten Momente dieser Begegnung hinweg. Im Laufe des Gesprächs hatte die Gräfin erfahren, daß Lona jeden Mittwoch nach Berlin käme und dann gewöhnlich mit Rolf diese oder jene Gekleidwürdigkeit in Augenschein nähme.

„Wohin wollen Sie heute?“ fragte sie. „Wenn Sie noch kein Programm haben, so begleiten Sie mich alle auf meiner Spazierfahrt nach Charlottenburg. Das Wetter ist prächtig. Was meinen Sie, Fräulein Lottchen?“

Tante Lottchen lehnte für ihre Person dankend ab, Rolf und Lona konnten nicht dasselbe tun, wenn sie nicht sehr unartig erscheinen wollten. So sahen denn wenige Minuten später Gräfin Kenia, Magelone und Rolf im Wagen und fuhren in fröhlichster Stimmung durch die belebten Straßen; Lona überkam ein Gefühl des Wohlbehagens, auf ihrem Gesicht lagerte ein zufriedenes Lächeln, während sie sich mit anmutiger Nach-

lässigkeit in die weichen Polster schmolgte; dabei musterte sie die Fußgänger, die Leute in den Droschken und auf den Pferdebahnen, und stellte Vergleiche zwischen den Insassen ihrer Equipage und jenen an. Die Gräfin unterhielt sich eingehend mit Rolf; ihr blieb Zeit zum Nachdenken, und sie phantasierte sich in die Idee hinein, sie wäre wirklich die reiche, vornehme Dame, für welche die Menschen sie in diesem Augenblick gewiß hielten, und dann, dann dachte sie an den Unterschied, der zwischen ihrem wirklichen Leben in Steglitz und dem, welches sie jetzt erträumte, bestand.

In Charlottenburg traf man den Grafen und die Gräfin Brüd und einen jungen Legations-Sekretär. Gegenseitige Begrüßung und Vorstellung. Es entging weder Magelone noch Rolf, daß die Blicke der Fremden und besonders des jungen Mannes oft zu ihr hinüberglanzen, und daß in diesen Blicken etwas von Bewunderung lag — sie sah Rolf an und lächelte kaum merklich. Rolf lächelte nicht, im Gegenteil, er war ernster noch als sonst und schweigsam.

„Warum nur?“ dachte Magelone; „es muß ihn doch freuen, wenn die Menschen mich gerne mögen; ich bin seine Braut, und es ist doch gewiß hübsch, eine Braut zu haben, die alle anderen auch bewundern.“

Sie nahm sich vor, ihn danach zu fragen.

Um vier Uhr wurde nach Berlin zurückgefahren; Gräfin Bartuch brachte das junge Paar bis zum Potsdamer Bahnhof. Als Magelone ihr beim Abschied die Hand geküßt hatte, legte sie den Arm um ihre Schulter und küßte sie auf die Wange.

„Au revoir, Elchen,“ sagte sie lachend, „morgen komme ich nach Steglitz.“

Als Magelone dann mit Rolf die breite Treppe, die zum Potsdamer Bahnhof führt, hinaufstieg, bemerkte sie, daß er noch einsilbiger war als bisher, daß eine Wolke auf seiner Stirn lagerte. Sie drückte leise seinen Arm.

„Rolf, was fehlt Dir?“

„Nichts, Liebling.“

„Doch; Dir fehlt etwas, sag's.“

„Nein, Lona, es ist vielleicht Torheit, aber — —“

„Nun?“

„Magelone, ich möchte nicht, daß Du in dem Bazar verkaufst, überhaupt mit der Gräfin näher bekannt wirst.“

„Ach, siehst Du, Schatz, das ist doch böse von Dir,“ eiferte sie, einen allerliebsten Schmolmund ziehend. „Bitte, bitte, tu mir die Liebe und rede Papa nicht ab. Ich habe so wenig vom — —“

„Du hast so wenig vom Leben, wolltest Du sagen, Kleinstes, und Du hast recht. Gut, mag's drum sein.“

„Dank, tausend Dank, Rölchen,“ flüsterte sie, ihn mit den schönen, tiefen Augen innig anschauend. Er geleitete sie zum Coupé, noch ein Händedruck, ein Blick, und der Zug fuhr langsam zur Halle hinaus. Lona warf ein Fußfingerring zurück, Rolf ging langsam, gesenkten Hauptes über den Perron in die Stadt.

Magelone lehnte sich in die Ecke, stemmte die zierlichen Füße an den Sitz gegenüber und träumte weiter; zum ersten Male wollte ihr das Leben nicht mehr recht gefallen.

Der Tageslauf in Steglitz war ein sehr einförmiger, der Querschnitt des Haushaltes im Vergleich zu demjenigen in Hellbringen mehr als bescheiden, obgleich ihm ein gewisser vornehmer Anstrich schon durch die Einrichtung, mehr aber noch durch die Familie selbst nicht fehlte. Der Fremde merkte vielleicht bald, daß er sich zwar nicht bei reichen Leuten, aber bei Leuten aus wirklich gutem Kreise befände, deren lebenswürdige und gewandte Mäxten etwas ganz Natürliches wären, und die ihr Heim ohne Brunn, aber mit seinem Geschmack doch behaglich zu machen wüßten. Herr von Belten hatte eine freilich nur unbedeutende und niedrig dotierte Anstellung im Ministerium erhalten, er hatte dadurch aber eine Tätigkeit und das Gehalt war immerhin ein Zuschuß, so daß sie zwar sehr genau rechnen mußten, aber doch bei richtiger Sparsamkeit auskamen.

Magelone hatte sich bisher erstaunlich gut in die veränderten Verhältnisse gefunden, Karl Friedrich und Rolf waren ihre leuchtenden Vorbilder in Selbstverleugung und Zufriedenheit, und von Rolfs großer, treuer Liebe getragen, war es ihr nicht schwer erschienen, ihm nachzueifern. Wie oft hatten sie sich ihr späteres Leben in ähnlicher, vielleicht etwas besserer Lage ausgemalt, wie viel schöner sollte es werden durch ein ungetrenntes, stetes beisammensein, wie war diese Vereinigung ihr bisher als das schönste und höchste Glück erschienen, und nun seit heute?

Sie hatte den Kaffeetisch abgeräumt und trug die Tassen in die Küche. Der Aufseher war noch nicht aus Berlin zurück, die Tante lag auf dem Sofa und las — Magelone hatte freie Zeit. Das Fenster in der Küche war geöffnet; das junge Mädchen trat heran, setzte sich auf die Fensterbank und blickte auf

den kleinen Hof, der von den letzten Strahlen der Oktobersonne beschienen wurde. Von dem halbenlaubten Ahornbaum in der einen Ecke des Hofes bis zum Lattenzaun hatte man eine Leine gezogen und Wäsche zum Trocknen auf dieselbe gehängt, in einem Sandhaufen spielten ein paar Kinder, Erscheinungen von nur zu zweifelhafter Reinlichkeit. Magelone konnte auch in die Nachbarhöfe hineinschauen; überall traten ihr Szenen aus dem Leben schlichter, teilweise sogar armer Leute entgegen, denn dieser Teil von Steglitz war ja nicht der, wo der Reichtum seine mit reizenden Parkanlagen umgebenen Villen erbaut hatte. Sie runzelte leicht die weiße Stirn; wie häufig, wie gewöhnlich erschien ihr dies alles! Wenn die Vorgelbes, die Arnolds, die anderen Nachbarn von Hellbringen sie hier gesehen hätten!

Das schöne Hellbringen! sie seufzte tief auf — es war für immer dahin, dahin das schöne, sorglose, vornehme Leben — — Wie ihr das heute nur alles so einfiel; gerade heute —

10. Kapitel.

Der Bazar zum Besten verwahrloster Kinder war eröffnet und hatte in allen Kreisen lebhafteste Beteiligung erfahren. Kostbare und nützliche Gaben waren in großer Auswahl vorhanden und die Zahl der Besucher erreichte eine unerhoffte Höhe.

In dem großen Tanzsalon des Palais Bartuch fand der Verkauf statt; an beiden Längswänden reichte sich Tisch an Tisch, geschmackvoll dekoriert in den Landesfarben und den Wappenfarben des Hauses Bartuch; reizende Arrangements seltener Blattpflanzen und blühender Bäumchen füllten die Zwischenräume und bildeten, in den Ecken aufgestellt, lauschige Plätzchen; der ganze Raum machte einen ebenso großartigen wie schönen und wirklich eleganten Eindruck.

Gräfin Bartuch verkaufte mit Magelone Dürfurt Antiquitäten und Kunstgegenstände und obgleich diese Artikel teuer und nicht jedermanns Sache waren, zählte ihr Tisch zu den am meisten besuchten. Kenia Bartuch hatte recht, ihr reizender Schatzling erregte Aufsehen und Bewunderung.

Magelone war einfach, aber sehr vorteilhaft gekleidet, sie trug ein Gewand von weichem, weißen Wollstoff; um den hohen Stehragen legte sie ein Kollier von Turkeisen, ein ebensolcher Kamm hielt das goldblonde, lockige Haar, in Büschen geordnet, um den zierlichen Kopf zusammen. Dieser Schmuck war ein Erbstück ihrer verstorbenen Mutter und von seltener Schönheit. Das Gesicht des jungen Mädchens strahlte von Lebenslust, die ihr anfangs noch anhaltende Befangenheit und schüchterne Zurückhaltung schwand allmählich, da sie sich von allen Seiten mit Aufmerksamkeit und Lebenswürdigkeit umgeben sah. Die Gräfin behandelte sie wie eine langjährige, jüngere Bekannte; so wurde sie bald heiter und gesprächig, gab Scherz durch Scherz zurück und bezauberte alle Welt.

In der Nachmittagsstunde des zweiten Tages war es, und der Besuch hatte etwas nachgelassen. Magelone hatte eben einem königlichen Prinzen ein winziges Tanagra-Figürchen für dreihundert Mark verkauft und war nun damit beschäftigt, die zur Auswahl präsentierten Statuetten wieder zu ordnen, während Gräfin Kenia wohlgefällig die neue Einnahme in der schon reich gefüllten Kasse barg, als plötzlich ein langer, schmaler Schatten über den Tisch fiel und eine weiche, wohlklingende Männerstimme der Gräfin einen guten Tag zurief.

„Endlich, Du Ungetreuer,“ antwortete diese.

„Schilt nur nicht gleich, ohne meine Entschuldigung gehört zu haben, Kenia,“ entgegnete die Stimme, „ich kam absichtlich heute zu dieser Stunde, weil's da weniger voll ist. Doch bitte —“

Mit einer leichten Verbeugung gegen Magelone, die jetzt schüchtern aufschau, stellte sie jetzt vor:

„Mein Bruder — Fräulein Magelone Dürfurt.“

Die Augen des Prinzen ruhten mit dem Ausdruck staunender Ueberraschung auf ihr, ja, der weltgewandte Mann fand nicht einmal ein Wort der Begrüßung; Gräfin Kenia kam ihm und dem errötenden, leicht verwirrten Mädchen zu Hilfe.

„Du findest hier eine Fülle seltener Kunstschätze bei uns, Sascha,“ sagte sie; „kaufe nur nach Herzenslust. Liebste Fräulein Dürfurt, zeigen Sie dem Prinzen doch einmal jene reizenden Miniaturen dort gleich neben Ihnen, oder die kleine Sevres-Vase, einst im Besitz der Kaiserin Josephine. Lache nicht, Sascha — es ist keine Melange, beglaubigt echt; ein Geschenk der Frau des französischen Gesandten.“

(Fortsetzung folgt.)

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 3237

Operngläser, Feldstecher, in jeder Preislage
Optische Anstalt 7290
C. Höhn. (Zuh. C. Krieger, Laugasse.)

Denkspruch.

Wer in der Welt ist frei von allen Banden?
Wir sind gebunden alle, die wir sind.
Im Hause bindet uns der Liebe Pflichten,
In der Gesellschaft bindet uns die Sitte,
Im Staate bindet uns das Staatsgesetz,
Und die Notwendigkeit in der Natur.
Ja, selbst die ewigen Geister sind gebunden:
Denn ein Gesetz muß sein, nach dem sie sind.

Raupach.

Die billigste Abteilung.

Im Krankenhaus einer großen Stadt. Von J. Hilbisch.
Deutsch von Wilh. Thal.

(Nachdruck verboten.)

Es ist Sommer. Mitten auf dem Hofplatze plätschert ein kleiner Springbrunnen; kein übermäßig hoher Strahl, kein allzu heftig lärmender, im Sonnenstrahl glitzernder Perlregen; ein trauriger kleiner Wasserstrahl, der bescheiden einige Zoll hoch steigt und über den kleinen Bronze-Engel, der ihn hält, hinunterfällt, so daß das kleine, schimmernde Gesicht beständig von Tränen überströmt erscheint. Der Strahl fällt wieder in das Bassin gerade nach der einen Seite; nicht ein einziger unbefonnener Tropfen wagt sich hinaus auf den runden, dichtbeschnittenen Grasplan, an dessen äußerstem Rande einige Blumen wachsen.

Kieswege führen in die Gebäude des Krankenhauses; die niedrigen weißen Stakete, die die einzelnen Gebäude von einander trennen, glitzern im Sonnenlicht, und die Schritte der Hin- und Hergehenden hören sich leicht und jugendlich an. Doch hinter den Gebäuden fallen Schlagschatten auf die Kieswege, die weißen Stakete leuchten nicht mehr, und es klingt kalt und hart, wenn Fußtritte sich auf ihnen hören lassen.

Dort unter den Bäumen im Sonnenschein vor dem Mittelgebäude sitzen zusammengelaurete Gestalten in Roststühlen, mit bleichen Gesichtern und durchsichtigen Händen. Sie sitzen mit halbgeschlossenen Augen, das Gesicht der Sonne zugewendet, oder sie werden leise hin- und hergerollt. Es sind Rekonvaleszenten, die seit dem Frühling nicht in den Sonnenschein hinausgekommen waren. Jetzt erscheint den meisten die Sonne zu stark; sie schließen die Augen und lehnen den Kopf zurück, halb schlafend, halb lächelnd, und die Sonne scheint auf die dünnen blauen Augenlider und die fast durchsichtigen Ohren.

An der Krankenhausmauer hängt im Sonnenschein Wäsche zum Trocknen. Weiße, gestreifte Wolldecken und blaues und weißes Leinen — — —

Die Sonne scheint warm und leicht, doch hinter den Gebäuden ist es kalt. Die Schwestern wandern mit leisen Schritten zwischen den Häusern auf und nieder, um auf all die schwachen Pflanzen zu achten, die im Winter beinahe gestorben wären und jetzt nicht allzu viel Sonne und auch nicht allzu viel Schatten vertragen können. Oder es sind Ärzte, die mit raschen Schritten von Haus zu Haus, von Tür zu Tür gehen, um zu sehen, ob die Nacht gut oder schlecht gewesen, wieviel Stundengläser in dieser Nacht ausgelaufen und wieviel neue Patienten dafür eingeliefert worden sind.

Da kommt eine plaudernde Schar die Kiebsbedeckten Wege entlang; das sind junge Mediziner, die sich gegenseitig etwas vorprahlen und sich einreden, sie hätten auch schon über Leben und Schicksal zu entscheiden. Sie erwähnen nur die Abteilungs- und Bettnummer, nennen aber nie den Namen des Patienten und kennen die Krankheit nur nach den lateinischen Benennungen.

Sie werfen die Zigaretten fort und knipsen das Feuer von den Zigarren.

„Weiß Gott,“ sagte der eine, ich bin heute auf etwas gespannt. Oben auf Nr. 1, Abteilung B, haben wir einen sehr interessanten Fall, einen Fall von ulcus ventriculi; wir haben dem Patienten jetzt schon weit über die gewöhnliche Zeit künstliche Nahrung zugeführt; es ist interessant, zu beobachten, wie die Symptome sich verändern. Netten können wir ihn ja nicht, aber vielleicht noch ein bißchen hinziehen.“

„Ach freue mich,“ sagte ein anderer, „auf Abteilung A Nummer 10 habe ich den schönsten Fall von Tuberkulose, den man sich denken kann; ihr solltet nur sehen, es ist ganz großartig.“

Und die jungen Mediziner setzten ihren Weg nach dem

Krankenhause fort, um dem Tode sein Wüten noch länger Licht zu erschauern; sie blieben sich ein, auch sie hätten schon Gewalt über Leben und Schicksal.

Der kleine Springbrunnen läuft mit seinem bescheidenen, kleinen Strahl: klitsch, klitsch. Und der Bronze-Engel vergießt eifrig seine Tränen, eine nach der andern. —

Wir befinden uns in einem der Krankenzimmer für männliche Patienten. Große, helle Fenster ohne Seitengardinen. Die Wände sind graue, einfarbig graue Mauerwände mit Gefäßen von der Erde bis zur halben Wand empor. Die Betten stehen in zwei Reihen an den Wänden entlang. Leichte, eiserne Betten mit grauen, einfachen Wolldecken und kleinen schwarzen Tafeln mit Vorschriften und lateinischen Aufschristen über dem Kopfende.

An der Erde zwischen zwei Bettreihen liegt ein einzelner schmaler Teppich. An der Tür ist ein Plakat befestigt, das bekannt gibt, daß Besuche außer in der bestimmten Zeit nicht abgestattet werden dürfen, daß das Gas um 9 Uhr abgedreht wird, und daß Gespräche nach dieser Zeit nicht mehr geführt werden dürfen.

Es sind viele Patienten hier drinnen, mindestens zwölf bis dreizehn; es ist die billigste Station.

Die Ärzte und die jungen Mediziner haben ihre Runde gemacht, die Empfangszeit der Patienten ist gekommen.

Einige liegen da, starren nach der Tür und warten. Andere lauschen auf das Gespräch zwischen dem Nebenmann und dem, der ihn besucht; sie wollen etwas von der Außenwelt hören, sie selber bekommen nie Besuch. — Einige versuchen zu schlafen, um die Zeit auf diese Weise totzuschlagen. Wieder andere sind soweit, daß sie etwas aussitzen können; sie sitzen auf der Bettkante mit weißen Händen, in den weiten, blauen, reingewaschenen Hospitalkleidern.

Auf der Bettkante eines der mittleren Betten sitzt ein jüngerer Mann, nicht viel über die Dreißig. Er hat eine schwere Krankheit überstanden, monatelang hat er das Bett gehütet. Die Hände, die früher so hart und ausgearbeitet gewesen, sind jetzt so fein und weich, wie die eines jungen Mädchens. Er sieht sie an und lächelt: hm, das sind nun die Hände eines Steinlopfers! Das Gesicht, das früher so frisch und sonnenerbraunt gewesen, ist jetzt blaß und eingefallen, so daß er sich am liebsten gar nicht in dem Spiegel sieht. Aber nun geht es vorwärts, ja vorwärts. — Was hat ihm eigentlich gefehlt? Das weiß er nicht, es war etwas auf der Brust, doch die Ärzte und die jungen Mediziner nannten ihm einen Namen, auf den er sich nicht besinnen kann. Wenn sie an seinem Bett standen, konnte er nichts hören, doch die allgemeine Meinung war, es würde wohl nichts mehr mit ihm werden.

Heute ist der erste Tag, daß er auf ist; er soll eine Stunde auf der Bettkante sitzen dürfen, aber nicht länger.

Er starret erwartungsvoll auf die Tür. Er erwartet seine kleine Tochter, sie kommt um diese Zeit, sie kommt jeden Tag. Heute wird er sie überraschen, sie weiß nichts davon, daß er so weit ist, daß er aussitzen kann. Er erfährt es gestern; aber da sagte er zu ihr, es würde noch lange Zeit dauern, ehe er so weit wäre; desto größer wird heute die Überraschung. — Ach, wie sie sich freuen wird! Wenn sie nur bald käme, ihm kommt es vor, es wäre eine ganze Ewigkeit, daß sie hier gewesen, trotzdem es erst gestern war; die ganze Nacht hat er nicht schlafen können bei dem Gedanken, wie er sie überraschen wird. — Wenn Mutter nun heute mitkäme, wenn sie sich zufällig freigemacht hätte; aber nein, das ist nicht denkbar.

Er hörte kleine, leichte Schritte draußen auf dem Korridor. Es leuchtet auf in seinem blaffen Gesicht, das ist sie, das ist sie! Er kennt die Schritte.

Die Tür öffnet sich, ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren tritt herein. Sie bleibt verlegen an der Tür stehen, sie ist verschämt und wagt ihrer Freude hier unter so viel Fremden nicht recht Ausdruck zu geben. Mit niedergeschlagenen Augen geht sie durch das Zimmer zum Vater, der auf der Bettkante sitzt. Sie nimmt ihn bei der Hand. — „Bist Du jetzt ganz auf, Vater?“ Sie legt den Kopf an seine Brust. Die Freude kam ihr zu unerwartet, zu überwältigend.

Dann richtet sie ihr Gesicht zu ihm empor und sagt unter Tränen lächelnd: „Du sagtest gestern, es würde noch lange dauern, denke nur, wie vergnügt Mutter sein wird.“

Sie setzt sich auf die Bettkante zu ihm, und dann beginnen beide zu plaudern.

„Nein, was Du sagst, also der Kleine hat zwei Zähne bekommen? Er ist wohl sehr unruhig gewesen, was? — Und Du hast auf ihn aufgepaßt, während Mutter in der Fabrik war? Nein, wie tüchtig Du bist. Glaubst Du, daß er sich noch an mich erinnert? Du sollst ihn mal in diesen Tagen vorbeibringen.“

Sie plaudert und erzählt ihm alles mögliche. Er hat jeden Tag so viel gefragt, und Mutter hat ihr gesagt, sie solle nur von selbst alles erzählen, was sie weiß, damit er sich nicht mit Fragen so anzufragen brauche.

Und Riez hat Junge bekommen, Vater, vier Stück; drei graugestreifte und ein schwarz-weißes. Mutter hat gesagt, wir sollten mit allen vieren ein Ende machen; doch das schwarz-weiße ist so hübsch, das möchte ich gern haben."

"Ja, das sollst Du behalten; sage Mutter, ich hab's Dir erlaubt, und dann soll sie mit den drei andern nicht länger warten, sie werden sonst zu groß."

Er beugt sich zu ihr nieder und flüstert ihr etwas ins Ohr. Sie legt beide Hände auf seine eine Schulter und redet den Mund nach seinem Ohre auf, so weit sie kann.

"Nein, das haben wir wieder eingelöst; Mutter hat am Tante Amette geschrieben und sich fünf Kronen von ihr geliehen; und Tante schrieb, wir brauchen sie nicht eher zurück zu zahlen, bis Du wieder auf dem Posten bist."

Er streichelt ihr den Kopf und sie plaudern weiter zusammen.

[Schluß folgt.]



Ueber den Ursprung der Worte „Trust“ und „Budget“
plaudert der „Tempo“. Das Wort „Budget“ ist ein englisches Wort, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich eingeführt wurde, und das englische Wort stammte selbst von einem französischen Worte, das schon seit langer Zeit nicht mehr gebraucht wird: „boulgette“ oder „bougetto“. (Dieses bougetto ist Diminutiv von bouge, italienisch bolgia, lateinisch bulga, das festus als gallisches Wort bezeichnet; irisch-gälisch heißt es bolo, bolg, halg. Red.) Das Wort bedeutete: „kleiner Lederbeutel“ oder „Börse“, und dann besonders „Börse des Königs“. Das Wort „Budget“ ist aber nicht das einzige Wort der alten französischen Sprache, das nach einem langen Exil von der anderen Seite des Kanals nach Frankreich zurückgekehrt ist. Das Wort „Trust“, das in den letzten Jahren eine so große Verbreitung gefunden hat, soll eine ähnliche Geschichte haben. Das behauptet wenigstens Augustin Thierry. In der ersten Schilderung der Merowinger-Zeit findet man Krieger, die zur „truste“ des Königs gehörten, d. h. zum König in einem besonderen Vasallenverhältnis standen; in einer zweiten Schilderung jener Zeit liest man, daß man für die Ermordung eines „antrusti“, d. h. eines Vasallen des Königs, 600 Goldmünzen zu zahlen hatte. Die Sinn- und Formverwandtschaft, die zwischen der „truste“ des Merowingerkönigs und dem „trust“ des amerikanischen Kapitalisten besteht, ist frappant. Thierry bemerkt übrigens, daß sich „trustee“ im Englischen erhalten hat.



Die ältesten Krankenhäuser haben schon einige Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung bestanden, wenigstens gab es schon damals in Indien und auf Ceylon gewisse Anstalten, die ihrer Einrichtung und Bestimmung nach mit unseren heutigen Krankenhäusern zu vergleichen wären. Sie waren von Buddhisten errichtet und wurden auch von ihnen unterhalten. In einer sehr alten Handschrift wird ferner einer solchen Anstalt mit dem Namen Bathesda Erwähnung getan, die in der Nähe einer Heilquelle begründet war und aus mehreren Baracken bestand; Ort und Zeit sind leider nicht angegeben. Das erste Hospital in Europa, von dem man bestimmt weiß, wurde von einer Römerin Fabiola gestiftet, die um das 4. Jahrhundert n. Chr. lebte. Bald darauf folgten zwei weitere, auf dem Namen St. Pommachius und St. Basilus begründet, in der Stadt Caesarea. Während der Kreuzzüge wurden zahlreiche Spitäler erbaut. Die Gründung des großen Krankenhauses St. Spiritus in Rom erfolgte durch den Papst Innocenz III. im Jahre 1304. In England fällt die Errichtung des ersten Spitals schon in das Jahr 1080, und sein Schöpfer war der Erzbischof von Canterbury, Lanfranc. In Amerika wurde das erste Krankenhaus 1751 erbaut, und zwar durch die Bemühungen des berühmten Benjamin Franklin und des Dr. Bond.

Rätsel und Aufgaben.

Wortfette.

U: 2 In der Grundlegung des Wortes „Sonnenschein“ liest man weitere 11 dreisilbige Hauptwörter, wobei zu beachten ist, daß jedes nachfolgende Wort zur Anfangsilbe die letzte Silbe des vorhergehenden Wortes enthält. Das letzte Wort enthält zur Endsilbe die Anfangsilbe des vorhergehenden Wortes, also „son“, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht.

Die Wörter bezeichnen: Ein optisches Instrument, eine Stadt in Italien, eine Stadt in Württemberg, eine Stadt in Westfalen, eine Stadt in Baden, eine Stadt in Italien, eine Dichtung, ein Wort v. Tuch, einen Mädchennamen, eine venezianische Goldmünze, einen nordamerikanischen Staat und einen bekannten Schauspieler.

Kreuzrätsel.

1. 2	= ein Maß
3. 4	= Gebirge
5. 6	= Hausgerät
7. 8	= Dichter
3. 1	= An den Name
5. 4	= Maler
5. 2	= Fuß in Han
7. 2	= Stadt in We
6. 2	= Bezeichnung beim
1. 5. 6	= Musikalische Bez
2. 3. 8	= Dichter.

Buchstabenrätsel.

—dnar—
—avare—
—an—
—bur—
—on—
—evie—
—chl—
—ane—
—unde—
—ada—
—ri—
—af—
—el: o—
—beh—
—cro—
—iamon—

Die Striche sind derartig durch Buchstaben zu ersetzen, die in der ersten Zeile des Rätsels vorkommen, und Endbuchstaben, nach dem Titel von Schiller nennen.

Rebus



Auflösungen aus voriger Nummer.

Zitatenträtsel.

Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.

(Goethe).

Rebus.

Flottenvorlage.

Restaurant Waldhäuschen
auch im Winter täglich geöffnet



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Wie der Ritter Kuno von Drachenhorst

1.



(Mynherr) und



Anangebracht.

Dr. A.: „Nun, haben Sie Ihrer Frau von dem Madeira eingelöst, den ich ihr verordnet habe?“

Krautsepp: „Nein, Herr Doktor, sie ist den ganzen Tag nicht beim Bewußtsein gewesen, und da hab' ich halt dacht, 's wär' schade, wenn sie so teures Zeug trinken würd' und wüß't's net; nachher hab' i's lieber selber trunken!“

Aus der Kaserne.

Unteroffizier (vom französischen Feldzuge erzählend): „Also am 3. und 4. Dezember waren die Schlachttage von Orleans. Das ist nämlich eine große französische Stadt, wo — —“

Einjähriger (vorlaut eingreifend): „Ganz richtig, Herr Unteroffizier, durch Jeanne d'Arc berühmt.“

Unteroffizier (wütend): „Sie haben hier garnichts mitzureben, Einjähriger! Außerdem heißt es nicht Schandart, sondern Schandarm! Das merken Sie sich!“

2.



ein Urenkel Baron von Drachenhorst auf Eroberung ausziehen.

Wer zuletzt lacht etc.

oder

Wie Karlchen durch das mutwillige Schwein Schwein hatte.

1.

Etwas vom Hauen.

Das Hauen, als solches, spielt eine weit größere Rolle in der Welt, als man durch die Bank anzunehmen geneigt ist. Und doch ist es gerade wieder die Bank, und zwar die Schulbank, auf welcher meistens mit großem Nachdruck, wenn auch nicht immer mit Erfolg gehauen wird. Bekannt ist ja wohl die Anekdote von dem Schüler, der gefragt wurde, was der Unterschied zwischen den regel-

mäßigen und den unregelmäßigen Verben sei, worauf er prompt antwortete: „Bei den unregelmäßigen gibt es mehr Hauen!“

2.



mäßigen gibt es mehr Hauen!“

Ja, wie gesagt, so ist das. Und, „schade um jeden Schlag, der vorbeigeht!“ sagen sie bei mir zu Hause, wenn von Kinder-Erzählung die Rede ist. — Mir kommt es übrigens beinahe so vor, als ob das Hauen in früheren Zeiten, wo man noch häufiger Haut-Santernes trank und jedes kleine Städtchen seinen Haut-bottlen hatte, überhaupt mehr gehauen wurde. Jedenfalls trugen die sogenannten „Reile“ damals, so vor 30 bis 40 Jahren, einen mehr gemüthlichen und weniger bössartigen Charakter, und ich weiß zum Beispiel von einem alten Förster bei uns zu Hause, der notorisch alle Tage seine Frau brügelte, daß er die Behauptung aufstellte: Dies habe die Natur so gewollt, denn sonst hätte sie dem Koller (dem männlichen Wildschweine) keine Sener verliehen! —

Ich will die Pfüffigkeit dieses Ausspruchs hier ununtersucht lassen, aber soviel ist sicher, gehauen wurde früher häufiger und mit mehr Wohlwollen. Ich selbst habe auch mein ehrlich Teil Prügel in der Schule gekriegt und wurde an jene glücklichen Zeiten noch kürzlich mal wieder durch meinen Nefen Klaus erinnert, lebhaft erinnert. Klaus hatte nämlich nachgegessen und kam zu spät zum Mittagbrot. Ich blühte ihn ernst und vorwurfsvoll an. „Pui, Klaus,“ sprach ich mit Entrüstung, „wer wird denn wohl immer nachsitzen! Ich habe in meiner Jugend niemals nachgegessen!“ (Hier log ich zwar, aber ich wollte ein gutes Beispiel geben.) „Wirklich niemals nachgegessen, Onkel?“ meinte aber Klaus höchst unschuldig. „Du, dann haute Euer Lehrer wohl immer gleich?!“

Gedankensplitter.

Es ist für das Menschenleben bezeichnend, daß man es schon für ein Glück ansehen muß, wenn man kein — Unglück hat.

Im Aquarium.

Kleines Mädchen (vor dem Seepferdchen-Bassin): „Mama, was ist das?“

Mutter: „Das sind Seepferdchen.“

Kleine: „Aha, das ist wohl der Zirkus unter Wasser?“



Sehr zerstreut.

A.: „Was hat doch dem Huber gefehlt?!“

B.: „Nix, — nur a Bissel an verdorbenen Magen hat er g'habt!“

A.: „Nun, daran stirbt man doch nicht gleich!“

B.: „Der schon — der zerstreute konfuse Mensch!“



Überflüssig.

„Nun, wohin so eilig, lieber Freund?“

„Ich will mir einen Hut kaufen! Machen heute eine Landpartie mit Damen!“

„Nussum! Lassen Sie doch die unnütze Gelbhaugabel! Sie verlieren ja immer gleich den Kopf, wenn Sie in Damengesellschaft sind!“



3.

Ein ahnungsvoller Engel.

Fahrgast (eilig): „Hier ist die doppelte Tage; fahren Sie möglichst rasch, — ich muß zur Bahn!“

Kutscher: „Zawohl — Herr Kassierer!“

Passender Vorschlag.

Gast: „Wissen Sie, Herr Wirt, weshalb Sie Ihr Gasthaus „Zum stillen Frieden“ nennen, das ist mir nicht ganz klar;“

4.



hier ist doch fortwährend Brügelerei. Sie sollten sich lieber „Zum Befub“ taufen.“

Wirt: „Wieso? Wir sind doch hier nicht in Italien!“

Gast: „Das allerdings nicht. Aber ich meine nur, weil hier so häufig — Her-

Unbegründeter Hochmut.

Erster Dieb: „Seit wann trägt denn der Sepp den Kopf so hoch, der schaut uns ja nimmer an?“
Zweiter Dieb: „Seit er beim Grafen X gestohlen hat, hat der Mensch einen Hochmut!“

Schnelle Berufswahl.

Studiosus A.: „Wie, Du bist Jurist? Du wolltest doch Medizin studieren?“

Studiosus B.:
„Ja denke Dir, lasse mir nach meinem Abiturienexamen Visitenkarten machen, brückt mir da der Lithograph stud. jur. anstatt stud. med. drauf! — Was blieb da übrig, als eben einfach Jura zu studieren?“

Widerlegt.

Frau: „Höre, Mann — Du hast heute Abend aber einen gewaltigen Affen! — Kannst Du denn den Weg noch erkennen?“

Mann: „Was Du glaubst, Augustchen — ich den Weg nicht erkennen? — Ich sehe sogar viele Wege!“

Philosophisch.

Hausfrau: „Ich möchte wissen, wann Sie mir zahlen.“

Gargon:
„Sehen Sie, liebe Hausfrau, diese Frage erinnert mich wieder lebhaft daran, wie wenig eigentlich der Mensch weiß.“

Eingelenkt.

Herr: „Schere Dich zum Teufel!“

Diener: „Aber.“

Herr: „Was, aber, Du Schafskopf?“

Diener (für sich): „Gott sei Dank, er wird schon — etwas höflicher!“

Immer derselbe.

Stellenloser, bettelnder Commis (nachmittags in ein Wohnzimmer eintretend zu der anwesenden Hausfrau): „Sollten Sie in übrig gebliebenem Mittagessen etwas abzugeben haben, halte ich mich mit meinem Riesenhunger bestens empfohlen.“

Gedankensplitter.

Wenn eine Frau sagt: „Mein Herr, Sie gehen zu weit!“ dann meint sie offenbar, man sollte anhalten.

Der alte Bekannte.

Gast: „Höret Se emol, Wirth, das junge Hähnle, das ich mer da b'stellt hab', ischt e guter alter Bekannter von mir.“

Wirt: „So, wie-so denn?“

Gast: „Ja wissen Se, schon im vorigen Jahr hab' ich sein Enkele bei Ihnen gesse.“

Verschnappt.

Richter: „Leugnen Sie doch nicht länger; Sie haben auch noch Mitschuldige!“

Angeklagter: „Erlauben Sie, Mitunschuldige!“

Varlittes

Sprichwort.

„Gelegenheit macht Diebe.“

Wahr ist das ungefähr,

Doch dünkt' mir, richtiger wär:
„Verlegenheit macht Diebe.“

Spruch.

Ein Mensch, dem nicht der Unschuld Lächeln rührt,

Gleicht jenem öden Fels, der in der Sonne friert.

Aha!

Studiosus

Pump: „Jetzt bin ich einem famosen Bernhardiner auf der Spur, kostet 300 Mark! Wenn ich nur den 300

Mark auch schon auf der Spur wäre!“

Der reizende Ort.

Herr: „Ich bin aus Geldern zu Haus!“

Student (gedehnt): „Gel—dern; ach, muß das ein reizender Ort sein.“

Zu viel verlangt.

Dunkel: „Also das Einmaleins kannst Du schon: wieviel ist denn zwei mal zwei?“

Fritschen: „Ja, das Zweimalzwei hatten wir noch nicht!“

Auf dem Maskenballe.



„So einsilbig, schöne Maske, Du bist wirklich langweilig.“
„Komme nur mit ins Restaurant, da wirst Du sehen, was ich für einen geistreichen Wagen habe.“

Nicht rentabel.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Herr: „Aber warum laden Sie denn den Herrn Assessor & nicht mehr zu Ihren Gesellschaftsabenden ein? Er ist doch ein recht liebenswürdiger und unterhaltender Mensch!“

Frau (Mutter mehrerer Töchter): „Der kommt jetzt bereits fünf Jahre in mein Haus und hat es noch stets am nötigen Töchtermöchter! fehlen lassen!“

Argwöhnisch.

Junger Anfänger: „Herr Direktor, möchten Sie mir nicht Unterricht im Rechnen erteilen?“

Theater-Direktor: „Aha! Wollen wohl eine größere Gage heraus schlagen?“

In der Weinkneipe.

Erster Gast: „Ich behaupte, das ist Wasser!“

Zweiter Gast: „Ich behaupte, es ist Wein!“

Dritter Gast (boshaft): „Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen!“

Wirt (für sich): „Oller Optimist!“



Verlockende Aussicht.

Mutter: „Wenn Ihr nun recht brav seid, Kinder, recht brav, dann dürft ihr auch heut' die Versicherungsmarken für den Vater einlösen!“

Immer Geschäftsmann.

Buchhändler (zu einem um die Hand seiner Tochterwerbenden Freier): „Ich bedaure sehr, Ihnen mitteilen zu müssen, daß meine Klara schon vergriffen ist.“

Schwierige Situation.

„Was mach' ich nun, da schreibt mir mein Alter, und fragt in dem Briefe an, wie ich ins neue Jahr getreten bin, ich bin aber doch gar nicht eingetreten, zwei Flüchse haben mich hinübergetragen.“

Einseitige Vorstellung.

Herr (sich einem anderen vorstellend): „Gestatten Sie, ich heiße Müller.“

Jener: „Ich gestatte es.“

Verlirtes Elat.

Dem Unglücklichen schlägt keine Stunde — weil er keine Uhr hat.

Dilemma.

Höchste Dressur.



Student Sumpfle (am Ersten morgens): „Daß ich nun für den Geldbriefträger stehen „Zu Hause“ oder für meine Manichäer „Nicht zu Hause“?“